

Schriften des Landtages Brandenburg Heft 4/2024

Festveranstaltung zum Jahr der Christlich-Jüdischen Zusammenarbeit im Land Brandenburg 2024

11. März 2024



L A N D T A G
B R A N D E N B U R G



The Sound of Dialogue

Gemeinsam Zukunft bauen



Inhalt

04

Psalmgebet

Ariel Kirzon
Rabbiner des
Landesverbands der
Jüdischen Gemeinden
Land Brandenburg

06

Grußwort

Prof. Dr. Ulrike Liedtke
Präsidentin des
Landtages
Brandenburg

11

Grußwort

Tobias Barniske
Vorsitzender der
Gesellschaft für
Christlich-Jüdische
Zusammenarbeit
Potsdam

16

Festrede

Prof. Dr. Jascha Nemtsov
Hochschule für Musik
Franz Liszt Weimar

26

Kurzpräsentation

**Lena Amelung,
Charlotte Göx,
Yara Hoffmann
Meireles,
Marlene Petrus,
Maja Wehmeyer**
Schülerinnen des
Wolkenberg-
Gymnasiums,
Michendorf

Psalmgebet

Ariel Kirzon

Rabbiner des Landesverbands der Jüdischen Gemeinden
Land Brandenburg

Psalm 130, 1-8

Übersetzung von Ludwig Philippson

Ein Wallfahrtslied. Aus den Tiefen ruf' ich zu dir, Ewiger.

Herr, höre auf meine Stimme, lass deine Ohren meines Flehens Stimme vernehmen.

Wenn du, Jah, die Sünden aufrechnen würdest, wer könnte, Herr, bestehen?

Doch bei dir ist die Vergebung, damit du gefürchtet werdest.

Ich harre des Ewigen, es harret meine Seele, ich hoffe auf sein Wort;

ich hoffe auf den Herrn, mehr als die Wächter auf den Morgen, mehr als die Wächter
auf den Morgen!

Hoffe, Jisrael, auf den Ewigen, denn beim Ewigen ist die Treue, und bei ihm ist Erlösung
in Fülle!

Er wird Jisrael erlösen von allen seinen Sünden.



Rabbiner Ariel Kirzon

Grußwort

Prof. Dr. Ulrike Liedtke

Präsidentin des Landtages Brandenburg

Sehr geehrte Damen und Herren Abgeordnete, sehr geehrte Mitglieder der Landesregierung, Herr Minister Vogel, Frau Staatssekretärin Dr. Leiwesmeyer, Herr Staatssekretär Dünow, sehr geehrter Herr Barniske, sehr geehrter Rabbiner Kirzon, sehr geehrter Herr Prof. Dr. Nemtsov, lieber Kollege Jascha Nemtsov, liebe Schülerinnen des Wolkenberg-Gymnasiums aus Michendorf und es geht noch weiter: sehr geehrter Erzbischof Dr. Koch, sehr geehrter Probst Dr. Franke, sehr geehrter Generalsuperintendent Bálint, sehr geehrte Superintendentin Zädow, sehr geehrter Rabbiner Feldhake, sehr geehrter Herr Kutikov, liebe Frau Voß, die Lehrerin aus Michendorf, lieber Chor International, liebe Gäste, wie schön, Sie alle hier zu sehen und mit Ihnen heute den Auftakt zu geben für das Jahr der Christlich-Jüdischen Zusammenarbeit in Brandenburg! Nicht mehr eine Woche der Brüderlichkeit, sondern ein ganzes Jahr.

Es sind immer wieder die Anfänge, in denen sich der Geist einer Sache zu erkennen gibt. So wie die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit aus einer Bürgerinitiative entstanden, in der Überlebende der Shoa das Gespräch mit den Täterinnen und Tätern gesucht hatten. Im Geist Martin Bubers und Franz Rosenzweigs hatten sie den schmerzhaften Dialog gesucht, nicht

weil sie recht haben wollten, sondern weil sie um die Kraft des Sprechens und Zuhörens wussten, die Wege zur Versöhnung öffnen kann. Diese Initiative war eine mutige Tat der Befreiung aus dem furchtbaren Schweigen, das sich nach den Verbrechen des Holocaust über das Land gelegt hatte. Seit diesem befreienden Anfang leisten die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Versöhnungsarbeit längst nicht nur zwischen Menschen jüdischen und christlichen Glaubens.

Die Jüdischen Gemeinden bringen sich seit 1991 aktiv in das gesellschaftliche und politische Leben Brandenburgs ein, kürzlich auch im Landtag bei der Anhörung zu einem oder einer Antisemitismusbeauftragten. Für alle Ausschuss-Mitglieder war das ein gewinnbringender Diskurs. Wir spüren es längst: Es ist nicht genug zu sagen, Antisemitismus hätte keinen Platz in unserem Land. Die Menschenfeindlichkeit hat sich ihren Platz gesucht. Sprechen über Antisemitismus und Sprechen über eine lebenswerte Welt für alle – das ist dasselbe Gespräch.

Das Pogrom der Hamas am 7. Oktober 2023, die Bilder aus Gaza, die Nachricht, dass Rechtsextreme und Neonazis die Deportation von Millionen Menschen aus Deutschland planen, überlagern sich mit den inneren Bildern der Vergangenheit. Dass sich Jüdinnen und Juden, die



Landtagspräsidentin Prof. Dr. Ulrike Liedtke

sich Brandenburg als Lebensort gesucht haben, nicht mehr sicher fühlen bei uns, das ist unerträglich.

Wenige Tage nach dem Terroranschlag der Hamas sprach der israelische Philosoph Omri Boehm auf dem Münchener Literaturfest über universalistischen Humanismus, der ein Überwinden der Logik von Krieg und Gewalt ermöglicht. Er erinnerte an Martin Bubers und Franz Rosenzweigs Übersetzung des Tanach, der Hebräischen Bibel – für Christinnen und Christen das Alte Testament. 1926 bis 1929 von beiden gemeinsam begonnen, nach dem frühen Tod Rosenzweigs von Martin Buber fortgesetzt. Sie wollten, dass deutsche Jüdinnen und Juden den Tanach in Deutsch lesen können, aber nicht in der christlichen Luther-Überset-

zung, sondern in einer neuen authentischen Sprache mit jüdischen Wurzeln. Martin Buber und Franz Rosenzweig wollten den deutschen Jüdinnen und Juden eine Identität geben: selbstbewusst, deutsch und jüdisch zugleich.

Und eine zweite Übersetzung ist wichtig: 1953 – nach dem Krieg, nach der Shoa – übersetzten zwei deutsche Juden in Israel, Nathan Hugo Rotensreich und Hugo Bergmann, Kants „Kritik der reinen Vernunft“ ins Hebräische, um einen aufgeklärten, selbstkritischen Zionismus zu ermöglichen. Eine Idee, die damals wie heute in Bedrängnis gerät: der kühne Traum von einer jüdisch-deutschen-europäischen Identität. Hier treffen sich Kant und die jüdische Tradition, die Philosophie der Aufklärung und die Weisheit der Propheten: Freiheit, Verant-



Blick in den Saal des Potsdam Museums während des Grußwortes von Landtagspräsidentin Prof. Dr. Ulrike Liedtke

„Wir müssen uns fragen, wie wir Antisemitismus jetzt und in Zukunft überwinden können. Darüber müssen wir sprechen – mit allen, denen dieses Gespräch am Herzen liegt.“

wortung und die grundlegende Einsicht, dass Menschsein dem Menschen keineswegs natürlich ist, sondern Aufgabe und Prüfung in schwierigen Zeiten.

Vielleicht kann das ein Zukunftsbild sein von einem weltoffenen, menschenfreundlichen, von einem freien europäischen demokratischen Deutschland.

Die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit setzt sich seit ihrer Gründung 1993 dafür ein, dass in Potsdam nie wieder Menschen jüdischen Glaubens und anderer Religionen und Kulturen benachteiligt oder verfolgt werden. Die Brandenburgische GCJZ engagiert sich für die Verständigung zwischen Menschen christlichen und jüdischen Glaubens, erinnert an die Ursprünge und Zusammenhänge von Christentum und Judentum, bewahrt noch erhaltene Zeugnisse jüdischer Geschichte. All das ist ein großes Ge-

schenk für uns in Brandenburg. Und ich möchte herzlich Danke sagen für dieses Engagement.

Der Bau der neuen Synagoge ist ein wichtiges Signal weit über Potsdam und Brandenburg hinaus. Es wird Zeit, dass die Jüdischen Gemeinden, dass Jüdinnen und Juden ein eigenes Zentrum in unserer Landeshauptstadt haben werden. Mir geht es da wie vielen anderen: Ich freue mich auf die religiösen, gesellschaftlichen und kulturellen Impulse, die von dieser Synagoge in unserer Mitte ausgehen werden. Ich danke allen Beteiligten, die sich dafür beharrlich eingesetzt haben, konstruktiv und auch kritisch. Mein Dank gilt insbesondere dem Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, Josef Schuster, und dem Präsidenten der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland, Abraham Lehrer, die in einer engagierten und emotionalen Debatte eine Vermittlerrolle übernommen haben. Wir müssen uns fragen, wie wir Antisemitismus jetzt und in Zukunft überwinden können. Darüber müssen wir sprechen – mit allen, denen dieses Gespräch am Herzen liegt.

Meine Damen und Herren, ich denke, wir brauchen neue Allianzen zwischen säkularer Vernunft und Religionen in unserer Gesellschaft, das Miteinander gegen Polarisierung und Ausgrenzung, das nicht gottgegeben da ist, sondern immer wieder neu entwickelt werden muss.

Religion als Ressource für eine moderne Gesellschaft: Da geht es um Vertrauen und Gnade, um Mut und Freiheit. Die Würde des einzelnen Menschen, Zuversicht, Hoffnung. Frieden.

Aus christlicher Perspektive brauchen wir nach wie vor eine fundamentale Auseinandersetzung mit antijüdischen Denkmustern, mit Symbolen. Unsere leitenden Interessen für den Dialog sind nicht identisch. Christinnen und Christen können ihre Identität nur bestimmen, wenn sie reflektieren über ihr Verhältnis zum jüdischen Glauben, Jüdinnen und Juden brauchen das nicht. Das macht den jüdisch-christlichen Dialog so existenziell für Christinnen und Christen und ich denke auch für Agnostikerinnen und Agnostiker. Deshalb sind die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit so wichtig. Das Potenzial an Zukunft liegt in den Unterschieden, in der Beschreibung unserer Welt, im Umgang mit der Krise, im Bild vom Menschen und seinen Möglichkeiten, in der Frage nach Gott.

In diesem Jahr Christlich-Jüdischer Zusammenarbeit geht es um Musik. Die schönste Sprache der Welt, eine universelle Sprache, die Menschen verbindet, unabhängig von Herkunft, Identität, Religion. Eine Sprache von ästhetischer und geistiger Erfahrung, von Resonanz, Harmonie, Schönheit, aber auch von großen Gegensätzen, die nicht immer überwunden werden, die wir aushalten müssen. Nicht immer gibt es Auflösung. So wie in der Philosophie und auch in Religionen. Gibt es jüdische Musik? Oder ist sie nicht vielmehr eine sich permanent verändernde, auch erneuernde Symbiose unterschiedlicher regionaler Einflüsse, allem Nationalen weit überlegen?

Voller sozialer Energie, wie Hartmut Rosa sagen würde. Eine Energie, die aus gemeinsamen Aktivitäten und wie von

selbst entsteht – beim Musizieren, im Gespräch oder in einer guten Zusammenarbeit. Nicht so, dass die einen investieren und die anderen profitieren. Alle investieren und alle profitieren. Alle gewinnen Zuversicht, Freundlichkeit, Phantasie, Ideen, neue Impulse. Wie bei einem gelungenen Gespräch. Alle sind danach beflügelt und es fühlt sich an, als hätte sich alles wie von selbst ergeben. Soziale Energie wirkt im Momentum politischer Ideen wie in der Dynamik gesellschaftlicher Entwicklungen. Im Zustand individueller und kollektiver Erschöpfung kann soziale Energie die Gesellschaft neu beleben. Eigentlich kennen wir alle diese soziale Energie des Gelingens. Wir erleben sie in der Musik.

Vielen Dank!

Grüßwort

Tobias Barniske

Vorsitzender der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Potsdam



Liebe Frau Landtagspräsidentin Prof. Dr. Liedtke, liebe Gäste, liebe Vertreter der Kirchen, Herr Erzbischof, Herr Generalsuperintendent Bálint, liebe Vertreter der Parteien der Landesregierung, Ich freue mich sehr, dass Sie alle da sind.

Das Jahresthema 2024 lautet „The Sound of Dialogue – Gemeinsam Zukunft bauen“. Der Chor International, der uns in diesen Abend mit dem Lied „Shalom Chaverim“ eingestimmt hat, verkörpert dieses Motto – gemeinsam musikalisch Gegenwart und Zukunft zu gestalten – in einer exemplarischen Weise, versteht er sich doch als eine internationale und multikulturelle Sangesgemeinschaft aus Jung und Alt. Ich freue mich sehr, dass der Chor die musikalische Umrahmung übernommen hat. Herzlich willkommen.

Zum Thema Musik und Gesellschaft wird Prof. Jascha Nemtsov viel profunder sprechen können als ich. Ich begrüße ihn herzlich und bin ihm sehr dankbar, dass er die Festrede halten wird. Ich hoffe, Sie verstehen es, wenn ich daher in meinem Grußwort weniger das Thema Musik, sondern vor allem die gesellschaftliche Gegenwart betrachte. Wie sicherlich viele von Ihnen nehme ich wahr, dass wir als Gemeinwesen vor verschiedenen und teils gewaltigen Herausforderungen stehen, wie dem Klimawandel, der Transformation unserer Wirtschaft und dem Krieg Russlands gegen die Ukraine, um nur einige zu nennen. Angesichts dieser Aufgaben muss es uns beängstigen, wenn eine nicht unerhebliche Zahl unserer Mitmenschen ernsthaft die Lösung dieser Pro-

*„Es ist wichtig,
dass wir nicht wie
Niemöller erst im
Nachhinein unsere
Verantwortung für die
anderen und die
Gesellschaft erkennen
und danach handeln.“*

bleme von Parteien erwartet, die die Demokratie abschaffen wollen und vorschlagen, Mitglieder unserer Gesellschaft zu stigmatisieren und zu verfolgen. Auch und gerade, wenn wir nicht zu den Menschen gehören, die aktuell von dieser Stigmatisierung betroffen sind, ist es unsere Verantwortung, für diese Gebrandmarkten einzutreten.

Für mich sind da die Worte von Martin Niemöller eine Warnung, die er nach dem Zweiten Weltkrieg äußerte: „Als die Nazis die Kommunisten holten, habe ich geschwiegen; ich war ja kein Kommunist. Als sie die Gewerkschaftler holten, habe ich geschwiegen; ich war ja kein Gewerkschaftler. Als sie die Juden holten, habe ich geschwiegen, ich war ja kein Jude. Als sie mich holten, gab es keinen mehr, der protestieren konnte.“ Es ist wichtig, dass wir nicht wie Niemöller erst im Nachhinein unsere Verantwortung für die anderen und die Gesellschaft erkennen und danach handeln.



Tobias Barniske

Niemöller war bis 1933 ein sehr konservativer, nationalistischer und antisemitischer Vertreter des deutschen Protestantismus. Erst in der Auseinandersetzung mit der Religionspolitik der Nationalsozialisten änderte sich das. Niemöller wurde zu einem Mitinitiator der Bekennenden Kirche, 1937 verhaftet und in die Konzentrationslager Sachsenhausen und Dachau gesperrt.

Wir alle hier im Saal wollen doch sicherlich eine bunte, vielfältige Gesellschaft, in der jeder Mensch – egal woher er kommt, woran er glaubt oder wen und wie er liebt – in Frieden leben kann. Eine Gesellschaft, die sich auf den Regeln einer freiheitlich-demokratischen Grundordnung aufbaut. Dafür müssen wir gemeinsam streiten, gemeinsam singen, gemeinsam auf die Straße gehen und im Alltag unsere Stimme erheben.

Die zahlreichen Demonstrationen, Kundgebungen und anderen Aktionen der vergangenen Wochen machen uns

Mut, dass der Widerstand gegen eine rechtsextreme Umgestaltung gelingen kann. Pädagogische Projekte zur Erinnerungskultur vor Ort leisten da eine wichtige Vorarbeit. Es ist mir eine große Freude, dass wir in diesem Jahr etwas über ein Schulprojekt des Wolkenberg-Gymnasiums hören und sehen werden, ein herzliches Willkommen der Delegation aus Michendorf unter der Leitung von Frau Voß. Es freut mich gleichfalls, Mitglieder des Sally-Bein-Gymnasiums aus Beelitz unter uns zu sehen; sie hatten ihre schulinterne Erinnerungsarbeit im vergangenen Jahr hier vorgestellt.

Umso unverständlicher ist die fehlende oder ungenügende Sensibilität im Kampf gegen Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus, wie wir sie im Fall von Burg im Spreewald u. a. bei unseren Bildungsbehörden erleben mussten. Dies darf nicht wieder passieren!

Und wenn ich als christlicher Dialogpartner davon spreche, dass ich in der christlich-jüdischen Zusammenarbeit eine gemeinsame Zukunft aufbauen will, muss ich doch zuallererst wahrnehmen, wie sehr meine jüdischen Gesprächspartner, meine Freunde und Bekannten in den jüdischen Gemeinden und Initiativen aktuell von antisemitischem Hass und Gewalt betroffen sind. Auch soziale Räume wie etwa die Hochschulen sind seit dem 7. Oktober 2023 keine sicheren Räume mehr für sie. Alle nichtjüdischen Partner des Dialogs sollten sich noch stärker in der Verantwortung sehen: Wir reden bei dieser Veranstaltung regelmäßig über den Antisemitismus – aber nicht die Reden sind entscheidend, sondern was wir in unserem täglichen Leben gegen Antisemitismus praktisch unternehmen.

Ich nenne nur ein Beispiel: Die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Potsdam hat seit dem Herbst letzten Jahres eine Maßnahme ergriffen – wir haben einen Chat in einem Messengerdienst aufgesetzt, damit wir unsere Mitglieder noch schneller für Demonstrationen, Mahnwachen vor der Synagoge und andere Aktionen im Sinne der Mitmenschlichkeit mobilisieren können. Die Entschlossenheit und den Enthusiasmus, den ich, den wir in den letzten Wochen im Kampf gegen Rechts gespürt haben, würden wir in gleicher Weise gerne auch im Kampf gegen Antisemitismus, gleich welcher Herkunft, sehen. Wir als Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit wollen mehr Aktionen zum Erhalt unserer Demokratie und gegen Antisemitismus

durchführen und freuen uns über alle, die mit uns gemeinsam aktiv werden möchten.

Herzlichen Dank!



Blick in den Saal des Potsdam Museums während der Festveranstaltung zur Eröffnung des Jahres der Christlich-Jüdischen Zusammenarbeit 2024.

Festrede

Prof. Dr. Jascha Nemtsov

Hochschule für Musik Franz Liszt Weimar



Guten Abend meine sehr geehrten Damen und Herren, es ist mir eine große Freude und Ehre, heute zu diesem Festakt ein paar Worte und Gedanken beitragen zu können.

In diesem Jahr steht die christlich-jüdische Zusammenarbeit unter einem schönen Motto: „The Sound of Dialogue – Gemeinsam Zukunft bauen“. Ich bin Musiker und ich freue mich, wenn der Klang im Mittelpunkt steht, auch wenn ich nicht verstanden habe, warum der Dialog auf Englisch klingt, während die gemeinsame Zukunft auf Deutsch gebaut wird.

Englisch hat natürlich insofern eine Berechtigung, als die Tradition der „Woche der Brüderlichkeit“, die ab diesem Jahr nicht mehr so heißt, in Westdeutschland nach dem Krieg von den Amerikanern eingeführt wurde. Vorbild war die amerikanische „National Brotherhood Week“, die allerdings nicht annähernd solche Resonanz hatte wie später ihr deutsches Pendant und die irgendwann in den 1980er Jahren eingestellt wurde. Als ich vor ein paar Tagen mit einem jüdischen Freund aus Boston darüber sprach, sagte er dazu: „Typically American! We force others to do something we don't take seriously ourselves.“ („Typisch amerikanisch! Wir zwingen andere etwas zu tun, was wir selbst nicht ernst nehmen.“)

Das Einzige, was von dieser amerikanischen „Woche der Brüderlichkeit“ heute noch erhalten blieb, ist ein Lied. Man sieht einmal mehr: Nichts ist so nachhaltig wie Musik. Mein amerikanischer Freund hat bei unserem Gespräch auch sofort angefangen, dieses Lied zu

singen. Es stammt von Tom Lehrer, einem jüdischen Liedermacher, eine Art amerikanischer Georg Kreisler, der inzwischen 96 Jahre alt ist. Seinen berühmten Song „National Brotherhood Week“ hat er vor genau 60 Jahren geschrieben. Ich zitiere die letzten Zeilen davon in deutscher Übersetzung:

*„Die Protestanten hassen die
Katholiken,
und die Katholiken hassen die
Protestanten,
Und die Hindus hassen die Moslems,
und alle hassen die Juden.
Aber während der nationalen Woche
der Brüderlichkeit
seid nett zu Menschen, die euch
unterlegen sind.
Es ist nur für eine Woche, also habt
keine Angst.
Seid dankbar, dass es nicht das ganze
Jahr andauert.“*

Sie merken, der jüdische Humor ist etwas speziell. Er verletzt aber niemanden – außer Menschen, die humorlos sind. Vielleicht gibt es irgendwann in den nächsten Jahren ein humorvolles Motto für die „Woche der Brüderlichkeit“, die nicht mehr so heißt. Zum Beispiel: „Mit jüdischem Humor die Gegenwart bewältigen“ – es sollte dann natürlich auf Englisch sein.

Nun zurück zum diesjährigen Motto, dem Klang des Dialogs. Vor einigen Jahren habe ich einen Sammelband unter dem Titel „Jüdische Musik als Dialog der Kulturen“ herausgebracht. In der Einleitung schrieb ich: „Das Bemühen um ein friedvolles Miteinander der Religionen

und Kulturen, um Verständigung und gegenseitigen Respekt ist heute stärker denn je gefordert. Der Dialog ist elementar für den gesellschaftlichen Zusammenhalt in jeder Demokratie. Der Wiederaufbau und die Festigung der jüdischen Kultur im heutigen Deutschland kann neue wichtige Impulse zu diesem Dialog geben. Speziell die jüdische Musikultur, deren Fundament sakrale Musik der Synagoge ist, kann zum Erhalt verbindender geistiger Werte unserer Gesellschaft beitragen.“

Eine der denkwürdigsten Aufführungen in diesem Kontext fand vor fast genau 30 Jahren statt, am 7. April 1994. Es war der jüdische Holocaust-Gedenktag „Yom HaShoa“ und an diesem Tag wurde im Vatikan zum ersten Mal offiziell der sechs Millionen im Holocaust ermordeten Juden gedacht. Die Gedenkveranstaltung fand in Form eines Konzerts statt. Das Programm schloss neben der Musik von Leonard Bernstein und Ludwig van Beethoven zwei Kompositionen ein, die die christlich-jüdischen Beziehungen auf dem musikalischen Gebiet bestens veranschaulichten:

Das war zum einen „Kol nidrei“ von Max Bruch für Violoncello und Orchester (1880), ein Stück, das auf Grundlage einer der wichtigsten jüdischen liturgischen Melodien komponiert wurde.

Das andere Stück war Franz Schuberts Vertonung des Psalm 92 in hebräischer Sprache, die 1828, im letzten Lebensjahr des Komponisten, im Auftrag des Wiener Synagogenkantors Salomon Sulzer geschrieben wurde. Als junger Musiker war Sulzer damals mit Franz Schubert befreundet. Schubert

schätzte Sulzers Qualitäten als Sänger, er bezeichnete ihn sogar als einen der besten Interpreten seiner Lieder. Schuberts hebräischer Psalm und seine Zusammenarbeit mit dem jüdischen Kantor Salomon Sulzer gelten geradezu als Verkörperung eines idealen – auch idealisierten – Bilds von produktiven und gleichberechtigten christlich-jüdischen Beziehungen im 19. Jahrhundert.

Als der deutsche Dirigent und Nazigegner Fritz Busch in seinem New Yorker Exil an einem jüdischen Chorfestival teilnahm, knüpfte er sein Engagement an die von Franz Schubert begründete Tradition an: „Ich trete in die Fußstapfen eines sehr großen und sehr liebenswerten deutschen Musikers, Franz Schubert. Vor hundert Jahren, in einer [...] Periode der Geschichte, die voll von Streit zwischen Konfessionen und Nationen war, hat Schubert, deutsch und christlich wie er nur sein konnte, ein Chorwerk zu hebräischen Worten für den synagogalen Gottesdienst seines Freundes, des berühmten Kantors Salomon Sulzer aus Wien, komponiert. Es ist in Sulzers Sammlung veröffentlicht und wird vom jüdischen Volk in der ganzen Welt als sein eigenes verwendet. Das ist es, was Schubert getan hat. Ich bin glücklich, seinem Beispiel zu folgen.“

Es sind schöne, harmonische Worte – auch Schuberts Psalm-Vertonung ist schön und harmonisch, man hört diesem Klang des Dialogs gern zu. Ich könnte meine Rede damit beenden und alle wären zufrieden und glücklich. Nun ist aber unsere Zeit alles andere als harmonisch: Sie ist voll mit Dissonanzen, die zum Teil extrem schmerzlich sind.

Es sind gerade fünf Monate seit dem Alptraum des 7. Oktobers 2023 vergangen, dem Tag, der in die jüdische Geschichte als eine neuerliche tragische Zäsur eingehen wird. Seitdem ist vieles geschehen, was dem Klang des Dialogs entgegengesetzt ist. Ich meine nicht nur die vielen antisemitischen Demos weltweit, bei denen der hassefüllte Mob vorbeizog, sondern auch und vor allem den Antisemitismus im Bereich der Bildung und Kultur. Universitäten, die für jüdische Studenten zu No-go-Areas geworden sind. Oder die letzte Berlinale, als israelfeindliche Äußerungen einen tosenden Applaus des Publikums bekamen. Ich denke auch an die vielen Musiker und andere Künstler, die ihrem Israel-Hass in sozialen Netzwerken und bei öffentlichen Aktivitäten in den letzten Monaten freien Lauf ließen. Und auch an den löblichen, aber erfolglosen Versuch des Berliner Kultursenators, die künftige Vergabe von Fördermitteln an ein Bekenntnis gegen den Antisemitismus zu koppeln. Bekanntlich gab es danach u. a. einen Protestbrief von fast 6.000 Kulturschaffenden, Kunstmachenden und sonst irgendwas Treibenden; die Antisemitismusklausel wurde gekippt, noch bevor ihr Recht auf Judenhass und somit ihre künstlerische Freiheit eingeschränkt werden konnten.

Ja, auch musikalische Themen gäbe es in diesem Kontext genügend wie etwa die Absage des Oratoriums "Israel in Egypt" („Israel in Ägypten“) von Georg Friedrich Händel, ein Werk aus dem 18. Jahrhundert, das in einem Neujahrskonzert des RIAS Kammerchors Berlin erklingen sollte. In der Presseerklärung

„Speziell die jüdische Musikkultur, deren Fundament sakrale Musik der Synagoge ist, kann zum Erhalt verbindender geistiger Werte unserer Gesellschaft beitragen.“

dieses renommierten Ensembles, das von der Bundesrepublik Deutschland, dem Land Berlin, dem Deutschlandradio und dem Rundfunk Berlin-Brandenburg getragen wird, hieß es dazu: „Im Oratorium 'Israel in Egypt' gibt es eine einseitige und alles erobernde Macht, die vor allem durch den Chor repräsentiert wird. Diese Darstellung, auch wenn sie dem Alten Testament entstammt, halten wir angesichts der aktuellen Situation nicht für angemessen.

Danach werden pflichtgemäß „Fanatismus, Antisemitismus und Hass“ verurteilt und die üblichen abgenutzten Floskeln von „Respekt, Toleranz und gegenseitiger Achtung“ beschworen. Wer wird aber hier als „einseitige und alles erobernde Macht“ vorgeführt? Es ist niemand anderer als Gott. Es ist wohl zum ersten Mal, dass Gott persönlich gecancelt wurde. Die gewohnte Täter-Opfer-Umkehr, die aus der sogenannten Israel-Kritik bestens bekannt ist, wird

hier auf die legendäre Geschichte vom Exodus projiziert: Nicht die biblischen Ägypter mit ihrem Pharao sind die Täter, die das israelitische Volk lange Zeit versklavten, ausbeuteten und auszurotten versuchten, sondern Gott, der nach vielen Mahnungen und Bitten, sein Volk in Frieden ziehen zu lassen, es schließlich gewaltsam befreite.

Der Judenhass begleitet praktisch die gesamte jüdische Geschichte. Wir Juden haben gelernt, damit zu leben, sonst wären wir ja heute nicht da. Und wenn einige von uns vergessen, wie es sich anfühlt, werden sie ab und zu daran erinnert.

Trotz der ganzen erschreckenden und frustrierenden Ereignisse der jüngsten Zeit sollte man die positiven Entwicklungen der letzten Jahrzehnte, speziell auf dem Gebiet des christlich-jüdischen Dialogs, nicht vergessen. Vor fast 60 Jahren, 1965, wurde von der katholischen Kirche die berühmte Erklärung „Nostra aetate“ („In unserer Zeit“) über die Haltung der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen verabschiedet. Zum ersten Mal wurde damals der Anspruch der katholischen Kirche auf das Wahrheitsmonopol offiziell aufgegeben und anderen Religionen, darunter auch der jüdischen, eine wahre Gottesverehrung zugebilligt. Theologisch gesehen war es das Ende der Substitutions- oder Enterbungslehre, mit der die Kirche fast zweitausend Jahre lang sich selbst zum „Neuen Israel“ und das Judentum zu einem Auslaufmodell erklärte.

Natürlich gibt es auch heute noch Antisemitismus in der Kirche – wie über-

all in der Gesellschaft. Theologisch gesehen gibt es aber im Christentum seit der Erklärung „Nostra aetate“ keine Gründe mehr für die Ablehnung der jüdischen Existenz.

Selbstverständlich könnte man noch weitergehen und sich nicht nur kritisch mit der eigenen Kirchengeschichte, sondern auch mit den judenfeindlichen Darstellungen im Neuen Testament auseinandersetzen. Wenn man heute zum Beispiel Bedenken wegen derartiger Darstellungen in den Passionswerken von Johann Sebastian Bach hat – in einigen Tagen beginnt ja die Zeit der Passionen –, so muss man klar sagen: Bach konnte nichts dafür, er hat nur die Texte des Neuen Testaments genial vertont. Um das Problem zu lösen, muss man diese Texte endlich so bewerten, wie sie sind, nämlich als tendenziöse, größtenteils frei erfundene judenfeindliche Geschichten, die mit tatsächlichen historischen Begebenheiten und dem zeitgeschichtlichen Kontext nur wenig zu tun haben. Ich bin sicher, dass auch diese Einsicht sich mit der Zeit durchsetzt. Man kann heute ein religiöser Mensch sein, ohne jedes Wort im Alten und Neuen Testament, im Koran und in anderen Heiligen Schriften blind glauben zu müssen.

In unserer Zeit sitzen wir in Deutschland und in Europa als Religionsgemeinschaften in jedem Fall in einem Boot. Wir sind nun zusammen auf der Reise. Es ist eine schöne, erfreuliche Vorstellung, insbesondere angesichts der langen, größtenteils unerfreulichen Geschichte der jüdisch-christlichen Beziehungen.

Allerdings fährt dieses Boot durch unruhige, zum Teil auch stürmische



Prof. Dr. Jascha Nemtsov

Fahrwasser. Die Probleme, mit denen wir konfrontiert werden, sind sehr ähnlich. Etwa der Mitgliederschwund. Die Zahl der Kirchengaustritte, schon lange besorgniserregend, ist zuletzt rapide gestiegen: 900.000 wurden es in Deutschland in nur einem Jahr. Aber auch die Zahl der jüdischen Gemeinden und ihrer Mitglieder ist hierzulande seit 2005 stark rückläufig. Zurzeit existieren in Deutschland 105 jüdische Gemeinden, also dreizehn weniger als noch vor einigen Jahren. Sie zählen insgesamt etwa 90.000 Mitglieder – oder 18.000 weniger als 2005. Das ist in der Öffentlichkeit etwas weniger bekannt, vielleicht weil die sinkenden Mitgliederzahlen in einer gewissen Diskrepanz zu der steigenden staatlichen Förderung stehen – aber

auch zu den schönen Phrasen vom blühenden jüdischen Leben im besten Deutschland aller Zeiten...

Es gibt aber noch andere, existenzielle Probleme, die unsere gemeinsame Reise so unsicher machen und das Boot – um bei dem Bild zu bleiben – eines Tages möglicherweise zum Kentern bringen könnten. „Die Kirche macht sich überflüssig“, so wurde vor einigen Tagen ein diskussionswürdiger Beitrag des Historikers Michael Wolffsohn in der Neuen Zürcher Zeitung betitelt. „Die größte Dummheit der Kirche ist, zu politisieren, statt sich mit dem Thema Gott-Mensch zu befassen“, heißt es dort gleich zu Beginn. Das gelte besonders für die deutschen Protestanten: „Mehr als andere betätigt sich die EKD als NGO, als austauschbarer

Verband in der Verbandsdemokratie“, schreibt Wolffsohn. Die Kirche verzichte „als eine von vielen NGO“ auf ihr „Alleinstellungsmerkmal Gottesbotschaft“ und mache sich so „selbst überflüssig“.

Diese Entwicklungen, das macht Wolffsohn mehrfach deutlich, gelten nicht nur für die Kirchen, sondern gleichermaßen auch für das Diaspora-Judentum. Menschen, die spirituelle Bedürfnisse haben und sich Sinnesfragen stellen, gehen nicht an einen Ort, der zwar Kirche oder Synagoge heißt, der aber alles Mögliche anbietet, nur keine Spiritualität – schon gar nicht an individuelle Bedürfnisse angepasste Spiritualität. Bestenfalls findet man dort trockene, für viele nur noch wenig verständliche Rituale, dazu wenig glaubwürdiges Personal und vor allem ganz viel Zeitgeist.

Trotz aller Krisen der vergangenen Zeiten, so Wolffsohn, bestand noch nie eine Auflösungsgefahr der Institution Kirche. In der jetzigen Krise schon. Wird aber nicht auch der Zentralrat der Juden, wenn es so weitergeht, irgendwann nur noch eine Handvoll älterer Menschen repräsentieren?

Friedrich Nietzsche sah bekanntlich im Christentum seiner Zeit, des ausgehenden 19. Jahrhunderts, bereits eine sinnentleerte, entkernte Religion. Sein häufig missverständenes Apodiktum „Gott ist tot“ meint nämlich den institutionalisierten Gott, den Gott der Kirche.

In der gegenwärtigen Sinneskrise steht aber nicht mehr nur Gottes Existenz und die Rolle der Kirche und der Synagoge zur Disposition. Auch die

künftige Existenz von Menschen selbst erscheint nicht mehr als sicher.

In letzter Zeit verbreiten sich rationalistische Ideen, die eine radikale Umgestaltung der biologischen Natur des Menschen anstreben. Solche Ideen sind eine Weiterentwicklung der heute allgemein geächteten Eugenik unter den Bedingungen des digitalen Zeitalters. Derartige Konzepte werden mit Begriffen wie Transhumanismus oder auch Posthumanismus bezeichnet. Worum geht es dabei? Der Transhumanismus sieht keinen qualitativen Unterschied zwischen Tier, Mensch und Computer, sondern nur einen quantitativen – deren Rechenleistung ist nämlich unterschiedlich. Die ist bei Menschen größer als bei Tieren, bei Computern größer als bei Menschen. Demnach habe der Homo Sapiens als biologische Spezies in seiner jetzigen Gestalt keine Zukunft, er

„Die Musik als Kunst beginnt erst da, wo etwas Neues, Abweichendes, Unvorhersehbares entsteht, was keinem Algorithmus folgt, sondern den Bewegungen einer lebendigen Seele.“

sei unvollkommen und könne mit der Maschine, mit der Künstlichen Intelligenz (kurz: KI), auf Dauer nicht mithalten. Er müsse daher durch sie ergänzt und zu einem Mischwesen, einer Art Cyborg, umgestaltet werden.

Nach der jüdisch-christlichen Vorstellung ist der Mensch kein perfektes Wesen. Vielmehr wurde er mit einem freien Willen gesegnet und muss ständig um das Gute und um den richtigen Weg ringen, ohne je Vollkommenheit erreichen zu können. Für einen solchen unvollkommenen, leidenden, suchenden und Fehler machenden Menschen gibt es in der „schönen neuen Welt“ der Transhumanisten keinen Platz mehr.

Auch die menschliche Musik ist in dieser Zukunft nicht vorgesehen, sie soll durch die „perfekte“ Computermusik ersetzt werden. In einem Fernsehinterview schwärmte einer der wichtigsten Propagandisten dieser Ideologie, Yuval Noah Harari, von den Fähigkeiten der Künstlichen Intelligenz: Diese sei angeblich imstande, „an einem Tag 5.000 Choräle im Stil Johann Sebastian Bachs“ zu komponieren, die man von der Musik Bachs „nicht unterscheiden“ könne. Harari zufolge werden Künstler künftig nicht mehr gebraucht, denn die KI würde diese Aufgabe am besten erfüllen.

Die transhumanistische Ideologie, die pseudoreligiöse Züge aufweist, suggeriert unbegrenzte Möglichkeiten und verspricht eine bessere Welt, indem sie nicht nur Gott als Schöpfer, sondern auch den Menschen mit seiner natürlichen Unvollkommenheit und seinen

schöpferischen Fähigkeiten abschaffen will. Diese Ansichten – das möchte ich extra betonen – widersprechen fundamental allen jüdischen, christlichen und muslimischen Wertvorstellungen.

Die Künstliche Intelligenz kann wie jede neue Technologie in verschiedenen Bereichen dem Wohle des Menschen dienen. Sobald es aber darum geht, das Menschliche im Menschen durch die KI zu ersetzen, wird es problematisch. Das Beispiel mit Musik zeigt das anschaulich. Die bislang von der KI produzierte Musik ist in der Tat nicht nur von der Kunst eines Bachs meilenweit entfernt – das ist eigentlich gar keine Musik –, sondern lediglich eine sinn- und geistlose Kombination von bereits bestehenden, von Menschen zuvor erzeugten Klängen – erinnern wir uns etwa an die breit beworbene Vorführung der sogenannten „10. Symphonie von Beethoven“ 2021. Die Musik als Kunst beginnt erst da, wo etwas Neues, Abweichendes, Unvorhersehbares entsteht, was keinem Algorithmus folgt, sondern den Bewegungen einer lebendigen Seele.

Musik kann daher nur menschlich sein. Das gilt aber für alles, was lebendig ist. Nicht zufällig nannte der deutsche Kulturwissenschaftler Roberto Simanowski sein Buch „Todesalgorithmus: Das Dilemma der künstlichen Intelligenz“. Todesalgorithmus – da, wo die Zahl herrscht, endet das Leben. Es ist dann nur eine Art Pseudo-Leben – die Pseudo-Musik, die von der KI hergestellt wird, die Pseudo-Freundschaften im digitalen Raum, wo Likes, Klicks und Shares gezählt werden, die Pseudo-Bildung nach der Bologna-Reform, die nur noch in

Leistungspunkten gemessen wird, die Pseudo-Politik, die ihre Entscheidungen nach den ausgeklügelten, aber sinnfreien Computermodellen ausrichtet, bis hin zur Pseudo-Moral des Social Credit Systems (dt. Sozialkreditsystem) in China, das jede Handlung des Menschen registriert, erfasst und in eine Zahl übersetzt, um einen Ergebnis-Score zu ermitteln, ein soziales Konto, das den Wert eines Individuums und seinen Platz in der Gesellschaft bestimmt.

Ich persönlich bin davon überzeugt, dass der gegenwärtigen transhumanistischen digitalen Revolution künftig eine neue humanistische Revolution folgen wird. Die Zahl und die digitalen Technologien werden natürlich nicht verschwinden, sie werden aber gebändigt und in Schranken gewiesen. Das ist die Frage unseres Überlebens.

Ich möchte daher mit einer optimistischen Geschichte enden, die für unsere durch die Gefahr eines globalen Krieges geprägte Zeit besonders bedeutsam ist: Es gibt in der Stadt Oberhausen eine Gedenktafel, die 2019 für einen russischen Offizier, Stanislaw Petrow, aufgestellt wurde. Während des Kalten Krieges diente Petrow in der Kommandozentrale des sowjetischen satellitengesteuerten Frühwarnsystems. Am 26. September 1983 meldete das System einen atomaren Angriff der USA auf die Sowjetunion und es wurden bereits die sowjetischen Interkontinentalraketen entsichert, die zum atomaren Gegenschlag starten sollten. Es war dann die alleinige Entscheidung von Petrow, der diesen Alarm korrekt als technisch bedingten Fehlalarm interpretierte und die Vorbereitung des Raketenstarts

eigenverantwortlich stoppte. Dadurch verhinderte er sehr wahrscheinlich den Dritten Weltkrieg. Ein Unternehmer aus Oberhausen, ironischerweise ein Bestattungsunternehmer, namens Karl Schumacher, besuchte Petrow in der Nähe von Moskau Ende der 1990er Jahre, erst dann wurde die Geschichte in Deutschland, später auch international, bekannt. Petrow bekam mehrere Auszeichnungen, auch von der UNO. Nach seinem Tod wurde in Oberhausen das erwähnte Denkmal für ihn aufgestellt. Die Inschrift darauf ist in drei Sprachen – Russisch, Englisch und Deutsch – und lautet: „Wäre er den Computermeldungen gefolgt, wäre der sofortige atomare Gegenschlag erfolgt und damit der Tod von Millionen Menschen in den USA, in Europa und Russland die Folge gewesen.“



Einen musikalischen Rahmen für die Veranstaltung bot der Chor International Potsdam unter der Leitung von Eugen Zigutkin.

Kurzpräsentation

Lena Amelung, Charlotte Göx, Yara Hoffmann Meireles, Marlene Petrus, Maja Wehmeyer

Schülerinnen des Wolkenberg-Gymnasiums, Michendorf

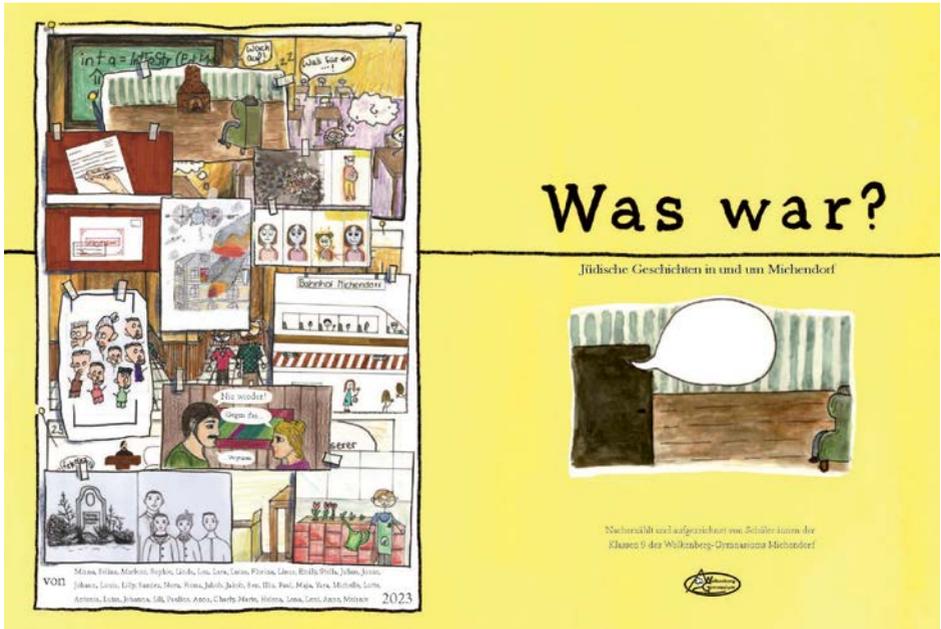
Sehr geehrte Damen und Herren, wir möchten Ihnen einen Einblick geben, wie wir an unserer Schule, dem Wolkenberg-Gymnasium in Michendorf, versuchen, die Erinnerung an jüdische Menschen wachzuhalten, die von Nationalsozialisten gedemütigt und entrechtet, verfolgt und ermordet wurden. In unserem Schulprojekt haben wir uns mit der Vergangenheit auseinandergesetzt und gemerkt, dass es dabei auch immer um unsere Gegenwart geht: Wir dürfen Antisemitismus und Rassismus nicht zulassen. Wir dürfen und wollen heute nicht wegsehen.

Angefangen hat unser Projekt mit der Recherche von Schülerinnen und Schülern der Oberstufe unserer Schule. Sie haben in dem Seminarkurs Geschichte/Evangelische Religion danach gefragt, was bei uns vor Ort geschehen ist, als Hitler und seine Partei an der Macht waren und Informationen über die Lebenswege ehemaliger jüdischer Bürgerinnen und Bürger Michendorfs und Umgebung zusammengetragen.

Die Ergebnisse der Recherche haben die älteren Schüler und Schülerinnen in der Ausstellung „Auf der Suche nach vergangenen Spuren: Jüdisches



Lena Amelung, Charlotte Göx, Yara Hoffmann Meireles, Marlene Petrus, Maja Wehmeyer



Titelseite der Graphic Novel „Was war? Jüdische Geschichten in und um Michendorf“

Leben in Michendorf und Umgebung“ veröffentlicht. Diese Ausstellung wurde bisher in unserer Schule, im Heimatverein und im kommunalen Gemeindezentrum von Michendorf gezeigt. Als Online-Ausstellung ist sie jetzt auch auf der Homepage des Wolkenberg-Gymnasiums zu sehen.

Als wir im letzten Jahr von unserer Lehrerin gefragt wurden, ob wir im Religionsunterricht in unserer Klassenstufe 9 jüdische Lebensgeschichten aus der Region Michendorfs als Graphic Novel erarbeiten möchten, fand es bei uns sofort Zustimmung. Eine Graphic Novel (dt. Comicroman) erzählt eine Geschichte in Bildern. Dabei sind die Bilder nicht nur Dekoration, sondern die Erzählung selbst. Die Bilder und Zeichnungen stel-

len Handlungen, Orte und Charaktere dar – vor allem auch Gefühle. Im Unterschied zum Comic ist die Graphic Novel komplexer und ernster im Thema.

Eine Graphic Novel kann Geschichten auf eine Weise zum Leben bringen, wie Worte allein es vielleicht nicht können. Wir haben diese Form gewählt, weil wir die umfangreiche, nach wissenschaftlichen Kriterien erarbeitete Ausstellung der älteren Schülerinnen und Schüler für andere Jugendliche zugänglich machen wollten. Auch für Erwachsene kann die Graphic Novel ein neuer Zugang zur Geschichte sein.

Der erste Schritt unserer Arbeit bestand darin, uns selbst über die Lebenswege jüdischer Bürgerinnen und Bürger Michendorfs und Umgebung zu infor-

mieren. Dann haben wir in Kleingruppen entschieden, welche Aspekte der Lebensgeschichten wir in den Mittelpunkt stellen. Unterstützt wurden wir bei der Umsetzung von Melanie Garanin. Sie ist von Beruf Illustratorin.

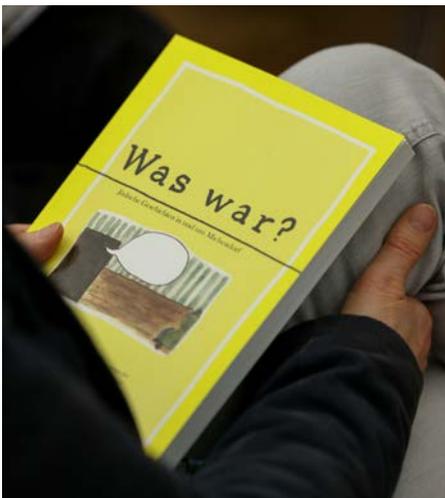
Mit unseren Graphic Novels haben wir keine historisch-wissenschaftliche Darstellung erarbeitet, sondern geben wieder, was unserem persönlichen Eindruck nach gewesen ist. Wir haben subjektiv dargestellt, wie jüdische Menschen damals hofften und weinten, liebten und kämpften, lebten und starben. Dabei wurden Szenen von uns fiktiv entwickelt. Sie haben inhaltlich aber immer Bezug zum tatsächlichen Lebensweg. Deshalb gibt es in unserem Buch nach jeder einzelnen Graphic Novel eine schriftliche Zusammenfassung des historischen Lebensweges. Durch das

„Durch das Erzählen der Lebensgeschichten fühlen wir Schüler und Schülerinnen uns verbunden mit den jüdischen Menschen, die in unserem Ort gelebt und gelitten haben.“

Erzählen der Lebensgeschichten fühlen wir Schüler und Schülerinnen uns verbunden mit den jüdischen Menschen, die in unserem Ort gelebt und gelitten haben.

In unserem Buch mit dem Titel „Was war?“ werden zehn ganz unterschiedlich gezeichnete Lebensgeschichten von jüdischen Bürgerinnen und Bürgern in und um Michendorf erzählt. Zwei davon möchten wir Ihnen heute Abend zeigen.

Wir wissen, dass wir die Vergangenheit nicht ändern können. Aber wir können aus der Vergangenheit lernen und mit diesem Wissen eine bessere und tolerantere Zukunft für uns und unsere Mitmenschen gestalten.



Graphic Novel „Was war? Jüdische Geschichten in und um Michendorf“

Impressionen von der Veranstaltung im Potsdam Museum









Impressum

Herausgeber: Landtag Brandenburg, Stabsstelle, Bereich Öffentlichkeitsarbeit

Die abgedruckten Redebeiträge geben die Sicht der jeweiligen Person wieder.

Fotos und Titelbild: Landtag Brandenburg/Konstantin Gastmann;
S. 27 Wolkenberg-Gymnasium, Michendorf

Herstellung: LGB (Landesvermessung und Geobasisinformation Brandenburg)

Diese Publikation wird vom Landtag Brandenburg im Rahmen der parlamentarischen Öffentlichkeitsarbeit herausgegeben. Die Abgabe ist kostenfrei. Der Weiterverkauf ist nicht gestattet. Eine Verwendung zum Zwecke der Wahlwerbung ist unzulässig.



Landtag Brandenburg
Alter Markt 1, 14467 Potsdam

Telefon 0331 966-0

Fax 0331 966-1210

post@landtag.brandenburg.de

www.landtag.brandenburg.de

Folgen Sie uns:   